

DER HÜTTENBETRIEB

WERKSZEITUNG
FÜR DEN

HÜTTENBETRIEB MEIDERICH

VEREINIGTE STAHLWERKE



AKTIENGESellschaft

H Z XI

Der Stand der Reparations- verhandlungen und die Weltwirtschaft

Die internationale Aussprache um die Lösung des Reparationsproblems geht zum großen Teil nach wie vor von der Annahme aus, daß auch in Zukunft noch deutsche Reparationszahlungen zu erwarten seien. Alle möglichen Pläne werden zur Erörterung gestellt. Ein Vorschlag geht z. B. dahin, daß Deutschland an Frankreich noch vier bis fünf Milliarden Mark zahlen soll, von denen eine Milliarde Mark als Erlös einer neu aufzulegenden internationalen Anleihe Frankreich sofort zur Verfügung gestellt werden soll, während der Rest als zinslose Schuld mit einer Tilgungsdauer von zwanzig Jahren stehen bleiben soll. Andere Vorschläge sehen die Einräumung eines Moratoriums für eine Zeitdauer von ein bis fünf Jahren vor, nach dessen Ablauf dann Deutschland noch eine Anzahl Jahre hin- durch Zahlungen leisten soll. Wieder andere Vorschläge wollen die Reichsbahn in den Reparationsdienst verflochten halten; auch die Verkopplung eines etwaigen Ausfuhrüberschusses mit Zahlungen wird erwogen und dergleichen mehr.

Je näher der Termin einer neuen Reparationsaussprache rückt, desto deutlicher wird die bedauerliche Tatsache, daß

das Baseler Sachverständigen-Gutachten mit seiner Feststellung der Unmöglichkeit weiterer deutscher Reparationszahlungen tieferen Eindruck nicht gemacht hat. Zurzeit ist die Lage für Deutschland nicht sehr günstig, weil gerade jetzt mit der Lösung der Reparationsfrage andere international-politische Fragen (z. B. Abrüstung) verquickt und zu Lasten Deutschlands „geregelt“ werden können. Für Frankreich besteht ein Druck auf eine vernünftige Lösung erst dann, wenn auch dieses Land mehr in die Wirtschaftskrise einbezogen worden ist und wenn es am 15. Dezember seine Verpflichtungen an die Vereinigten Staaten erfüllen muß. Für Deutschland rückt der Zeitpunkt immer näher, an dem es zu der Erklärung sich gezwungen sehen wird, daß bei Fortdauer des jetzigen Zustandes die Gefährdung der nach Deutschland gelegten ausländischen Kredite immer

größer wird und daß Deutschland über kurz oder lang dazu übergehen muß, die Einfuhr zunächst aus den Staaten zu drosseln, die hinsichtlich der Kriegskredite für Deutschland unerheblich sind.

Der Höhepunkt der französischen Goldherrschaft und des auf ihrer Grundlage ausgeübten politischen Einflusses scheint überschritten zu sein. Die Bank von Frankreich hat seit dem 30. Dezember 1931 ihren Goldbestand zwar noch um 7094 Millionen Franken erhöhen können, gleichzeitig hat aber ihr Devisenstand um 7345 Millionen Franken abgenommen. Hätte England nicht vorzeitig Kreditrückzahlungen an Frankreich vorgenommen, hätte sich für Frankreich sogar noch ein tatsächlicher Verlust ergeben. Der noch in Frankreich ruhende Goldbestand gehört zum großen Teil dem Ausland, das ihn jederzeit von Frankreich abziehen kann, und

zwar vor allem dann, wenn auf der einen Seite die englische Währung wieder größere Sicherheit bieten sollte als früher und wenn auf der anderen Seite Zweifel an der Sicherheit auch der französischen Währung auftauchen sollten. Die französische Handelsbilanz ist stark passiv. Besonders dringlich wird für Frankreich die Frage der Sicherheit der in der Nachkriegszeit in das Ausland gelegten Anleihen (ihr Betrag beziffert sich auf 13,3 Milliarden Franken), wobei Anleihen, Bürgschaften usw., die an Polen, Finnland usw. gegeben worden sind, ebenso wenig eingerechnet sind wie die vielen privaten französischen Geldhergaben. Je mehr gerade die von Frankreich bisher

unterstützten Länder in Zahlungsschwierigkeiten geraten (viele Balkanstaaten, wie z. B. Jugoslawien usw. haben in der Praxis bereits eine Art Auslandsmoratorium erlassen), werden für Frankreich neue Schwierigkeiten sich ergeben; schon sie werden die Ausbringung der zur Durchführung der französischen Donaupläne erforderlichen rund 15 Milliarden Franken unmöglich machen.

Im Gegensatz zu Frankreich haben sich in England die Verhältnisse weitgehend gebessert. Viel geflohenes Kapital ist zurückgekehrt; ausstehende Guthaben wurden zurückgezahlt; die Steuereingänge sind gut; die Handels- und Zahlungsbilanz bessert sich; früher aufgenommene Kredite konnten vorzeitig zurückgezahlt werden usw. Feststehen dürfte jedenfalls, daß die bis vor kurzem noch mögliche Drohung des Einschlages



Birken in der Frühlingssonne

Aufnahme von Kurt Waage

des französischen Goldes zu politischen Zwecken von ihrer früheren Wirksamkeit viel verloren hat. Diese Tatsache ist vielleicht der für die Beurteilung des Ausgangs der künftigen Reparationsverhandlungen wichtigste Umstand.

Zwischen den Konferenzen

Die Londoner sogenannte Vier-Mächte-Konferenz hat, wenn der Leser diese Zeilen zu Gesicht bekommt, getagt. Sie ist zwar auch für uns von erheblicher Bedeutung, zumal, wenn dort bereits die demnächst auf der Lausanner Konferenz zu behandelnde Tributfrage mit hineingezogen werden sollte. Es ist schon recht deutlich geworden, was man eigentlich in der ganzen in London behandelten Donau-Frage mit uns vorhat: Deutschland soll mit sanfter oder unsanfter Gewalt, mit „Zugeständnissen“ in der Tributfrage und auf der Abrüstungskonferenz, die ebenfalls soeben wieder ihren Fortgang genommen hat, und schließlich nach Uebertölpelung der Engländer durch freundschaftlichen Druck gezwungen werden, den landwirtschaftlichen Ueberschuß der Donauländer aufzunehmen, während Deutschlands Industrieausfuhr keine Vorzugsbehandlung gewährt werden soll. Gegen solche Pläne müssen wir uns auf das schärfste wehren. Frankreichs Absichten sind zu deutlich: es will sich durch Gewährung von Anleihen an die Donaufürstentümer das wirtschaftliche und politische Übergewicht in diesem Raum sichern, und zwar unter Ausschaltung Deutschlands und Italiens.

Diese Absichten Frankreichs müssen mit allen Mitteln vereitelt werden, wenn wir nicht den schwersten wirtschaftlichen und politischen Schaden nehmen sollen. Gewiß —, den Donauländern soll geholfen werden, denn sie sind notleidend, so notleidend, wie sie nur sein können. Woran leiden sie? Selbstverständlich an den Folgen des Krieges, wie die ganze Welt. Oesterreich und Ungarn leiden an der Niederlage, Rumänien und Jugoslawien am „Sieg“. Und was darum herumliegt: die Tschechei, Bulgarien und Griechenland nehmen teil an der allgemeinen Flaute. Die österreichisch-ungarische Monarchie war ein Gebiet von gewaltigem Umfang, schlecht verwaltet, wie man zugeben muß, aber es bildete eine wirtschaftliche Gemeinschaft, die groß genug war, um das Völkergemisch durch Handel und Wandel am Leben zu erhalten. Dieses Gebiet ist durch die in unüberlegtem Eifer und durch Haß geschaffenen Friedensverträge zerschlagen und zerstückelt worden, und die einzelnen Stücke können nicht leben und nicht sterben. Das heißt, sie sind erheblich näher dem Sterben als dem Leben. Ueber Oesterreich braucht nichts gesagt zu werden, es ist am Ende seiner Kraft. Es kann seine Schulden nicht mehr bezahlen. Ungarn hat sich selbst ein Moratorium erklärt, weil auch ihm der Atem ausgegangen ist. Die Tschechoslowakei steht zwar verhältnismäßig noch am besten da, aber auch sie hat mit Sorgen und Not hart zu kämpfen. Rumänien ist eigentlich immer bankrott gewesen, und es ist heute mehr bankrott denn je. Es lebt noch von der Gnade Frankreichs, für das es über seine Kräfte rüsten muß. In Jugoslawien hat die brutal durchgeführte Diktatur nicht vermocht, das Land wirtschaftlich und sozial auf einen höheren Stand zu bringen. Alle diese und die benachbarten Länder, wie Bulgarien, leiden an einem Grundübel: sie können ihre Erzeugnisse, besonders ihre landwirtschaftlichen Produkte, nicht absetzen, wenigstens nicht zu einem Preise, der ihre Bauern, d. h. die Masse ihrer Bevölkerung, vor dem Untergang schützt. Nehmen wir als Beispiel Bulgarien, das ebenso wie Griechenland sich zum 1. April unfähig erklären mußte, die Zinsen für seine auswärtigen Schulden zu zahlen. Im Jahre 1930 ist die Menge seiner Ausfuhr um nicht weniger als 80 Prozent gegen das Vorjahr gewachsen, aber es hat dafür im ganzen 3 Prozent weniger erhalten als für die viel geringere Menge im Jahre vorher. Und im Jahre 1931 ist es dem armen Lande ebenso ergangen, die Menge seiner Ausfuhr ist abermals, und zwar um 40 Prozent, gestiegen, und der Gesamterlös ist um 4 Prozent gesunken. Das Land verkauft sich also tot, denn bei den ewig fallenden Preisen für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse muß der Bauer verelenden, die Steuern gehen nicht mehr ein, der Staat wird ebenfalls bankrott, und die letzte selbstverständliche Folge ist, daß die ganze Wirtschaft vor die Hunde geht.

Daß die Zusammenfassung aller dieser halb oder ganz bankrotten Staaten in ein großes Freihandelsgebiet (Zollverein) Hilfe schaffen könnte, erscheint auch fraglich, zum wenigsten, wenn man Deutschland und Italien ausschließen will. Die Pläne Frankreichs sind aber nur nebenbei auf eine Hilfe an diese Länder abgestellt. Sie bezwecken zuerst und vor allem, Frankreichs Macht in ihnen zu befestigen und sich so im Südosten von Europa ein gewaltiges Gebiet zu schaffen, das es wirtschaftlich und politisch beherrscht. Hoffentlich wird ihm das nie gelingen.

Die Tributfrage, so haben wir oben gesehen, zog sich durch diese Konferenz. Sie ist für uns Deutsche das Wichtigste und Wesentlichste, und wir sollten im Hinblick auf die Tributkonferenz in Lausanne nicht unterlassen, immer wieder unsere berechnete Auffassung hierüber der Welt einzuhämmern.

Unsere Gegner sind auch auf diesem Gebiete nicht untätig. In Frankreich und jetzt auch in England wird neuerdings immer wieder verbreitet, die deutsche Wirtschaft werde nach einer gänzlichen Beseitigung der Tribute, nach Ueberwindung der jetzigen Krise einen Vorsprung gegenüber den Wirtschaften der Gläubigerländer erlangen. Daher müsse Deutschland auch fernerhin Tribute zahlen.

Unsinn

Unsinn ist: zu glauben, daß ein Volk zu viel arbeiten könnte. Heute mag eine Vierzig-Stunden-Woche sozialpolitisch berechtigt sein, um die noch vorhandene Arbeit zu strecken. Einen Weg aus dem Wirtschafts-elend heraus bedeutet sie aber nicht. Allein dadurch, daß wir in der Vorkriegszeit mehr geschuftet haben als die älteren und reicheren Industrievölker, sind wir hochgekommen. Kann das in der Nachkriegszeit plötzlich anders geworden sein?

Unsinn ist: zu glauben, daß ein Volk durch Verschwendung reich werden könnte. „Wissenschaftler“ und Politiker haben uns glauben machen wollen, daß wir nicht sparen dürften, um nicht noch mehr zu verarmen. Um diese Scheinweisheit zu erhärten, mußte sogar eine besondere „Kaufkrafttheorie“ erfunden werden. Und dennoch bleibt zum Schluß die Großvater-Wahrheit bestehen: Reich wird nur der, welcher weniger verbraucht als er schafft.

Unsinn ist: zu glauben, daß unser Volk durch Aufrufe, Befehle und Diktate aus dem Elend herausgeführt werden könnte. Wenn das Vertrauen zur Führung fehlt, ist alle „Kunst“ umsonst. Vertrauen aber faßt ein Volk nur zu Führern, denen die Sache alles — ihr Vorteil und persönliches Wohlergehen aber nichts bedeutet. Stolz, Bescheidenheit und persönliche Anspruchlosigkeit sind der rechte Stil für die Notzeitführer in Staat und Wirtschaft. Von der Führerschicht muß dieser Stil unserem Volke vorgelebt werden, wenn es wieder aufwärts gehen soll. Alles sonstige moralische Getue und Gerede ist Unsinn! Hans Stahl.

Demgegenüber muß deutlich und klar immer wieder folgerichtig betont werden: Tributzahlungen können nur geleistet werden, das hat die Geschichte der Reparationen eindringlich genug gelehrt, mit Hilfe eines Ausfuhrüberschusses an Waren und Diensten oder im Wege der Aufnahme von Anleihen und Krediten im Ausland. Der letzte Weg ist nicht mehr gangbar; es wird keinen Kreditgeber mehr in der Welt geben, der bereit wäre, einem mit Reparationen belasteten Deutschland Geld zu leihen. Bleibt also praktisch nur der Weg des Ausfuhrüberschusses.

Deutschland muß während der nächsten Jahre einen Ueberschuß seiner Ausfuhr in Höhe von etwa zwei Milliarden Reichsmark haben, wenn es seinen Zahlungsverpflichtungen gegenüber dem Ausland nachkommen soll. Das Ausland wird also gezwungen sein, diesen Ueberschuß aufzunehmen, wenn Deutschland nicht zahlungsunfähig werden soll. Würde man Deutschland zwingen, nach Ablauf des Hooverjahres weiterhin Reparationen zu zahlen, so müßte sich der Ausfuhrüberschuß, den die Welt aufzunehmen hätte, um den Reparationsbetrag erhöhen.

Eine Fortsetzung der Reparationszahlungen würde also — daran ist ein Zweifel nicht erlaubt — eine verschärfte und nicht eine verminderte deutsche Konkurrenz am Weltmarkt bedeuten. Darüber sollten sich unsere Gegner doch endlich klarwerden. Ferner aber darüber, daß wir bisher doch alle Tributzahlungen gar nicht aus eigener Kraft von unserem Golde bezahlt, sondern sie uns vom Ausland gepumpt haben. Erst im Jahre 1931, unter der Herrschaft des Hooverplans, hat Deutschland, so merkwürdig es klingt, angefangen, Reparationen aus eigener Tasche zu zahlen, indem es die zur Durchführung des Dawes- und Youngplans geliehenen Gelder in einem Betrage von etwa fünf Milliarden Reichsmark — allerdings unter verheerenden wirtschaftlichen Begleiterscheinungen — zurückgezahlt hat. Kapitalmäßig betrachtet sind die Reparationszahlungen unter dem Dawes- und Youngplan auf Kosten der deutschen Kapitalbildung erfolgt. Das so entzogene Kapital mußte durch Auslandskapital ersetzt werden. Darüber hinaus war Deutschland gezwungen, ausländisches Kapital in etwa nochmal dem gleichen Umfang wie das durch die Reparationen entzogene Kapital in Anspruch zu nehmen, um die Kapitalverluste des Krieges und der Inflationszeit zu decken. Ganz im Gegensatz zu der im Ausland teilweise verbreiteten Auffassung ist eben die deutsche Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit durch die Inflation nicht reicher, sondern infolge der Zehleutung von Kapital und der völligen Umschichtung des Einkommens, verbunden mit erheblichen Reibungsverlusten, ärmer geworden.

Diese Ueberlegungen werden wir unseren Gegnern auf der Lausanner Konferenz immer wieder vor Augen führen müssen. Denn es darf als Ergebnis dieser Konferenz nichts anderes herauskommen als die gänzliche Freistellung Deutschlands von Tributzahlungen. Sonst sind wir, und mit uns auch die übrigen, verloren.

Der lachende Weise

Zu Wilhelm Buschs 100. Geburtstag am 15. April 1932

Von Franz Bohl

Goethe, Schiller, Shakespeare — und Wilhelm Busch verdanken wir die meisten der Zitate, die wir bei passenden und unpassenden Gelegenheiten anzuwenden pflegen. Aber während die ersten drei die Volkstümlichkeit der geflügelten Worte aus ihren Werken erst viele Jahre nach ihrem Tode erlangt haben, wurde sie Busch schon bei Lebzeiten zuteil. Und wer — wenn er nicht besonders literarisch gebildet ist — weiß noch, ob er Goethe, Schiller oder Shakespeare zitiert! Wenn jedoch jemand seinen Gästen ein Schnäpschen mit den Worten kredenzt: „Es ist ein Brauch von alters her, wer Sorgen hat, hat auch Löffel“, dann schmunzelt jeder und weiß: Wilhelm Busch! Seine Reime sind unverkennbar, in Form und Inhalt. Keine hochtönenden Worte, kein Pathos, ganz schlicht und knapp wie ein sachlicher Bericht und so einprägsam, daß man sie sofort behält. In dieser einfachen Form weiß er seine scharfen Beobachtungen an Menschen, Tieren und Gegenständen zu offenbaren und gedankenvolle Zergliederungen zu bringen. Vor allem aber ist es der köstliche Humor, der alle Werke von Busch erfüllt und sie uns so nahe gebracht hat, dieser eigenartige, gutmütige Spott, der vor nichts halt macht, ohne jedoch boshaft und verlegend zu werden. Onkel und Tante, Vetter und Base, Bürger und Bauer, Handwerker und Künstler, mit ihnen allen macht Busch seinen Akt, zeigt ungemein scharf ihre Fehler und Schwächen, und doch werden sie uns lieb und vertraut. Die Schärfe der Beobachtung spricht auch aus Buschs einzigartigen Lebensweisheiten. Wer muß nicht lachen und doch zustimmen, wenn Busch sagt:

„Gehabte Schmerzen, die hab' ich gern“, oder

„Enthaltbarkeit ist das Vergnügen an Sachen, welche wir nicht kriegen“, oder — ein besonders berühmter Ausspruch:

„Das Gute — dieser Satz steht fest — Ist stets das Böse, was man läßt!“ —

Wilhelm Busch hätte aber nie seine Berühmtheit erlangt, wenn sich in ihm nicht Dichter und Maler in originellster Weise vereinten. Dichter, die malen, und Maler, die dichten, hat es schon immer gegeben, aber stets war das eine Talent das bei weitem überragende. Nur

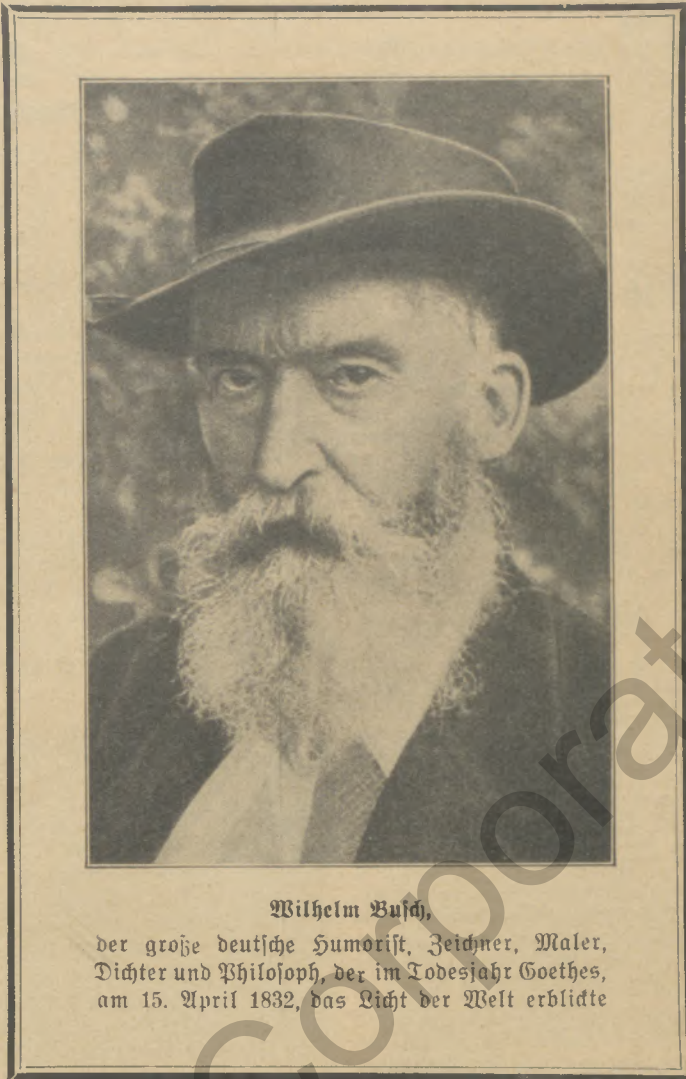
Wilhelm Busch macht eine Ausnahme, denn bei ihm weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, die witzigen Verse oder die genialen Karikaturen. Seine knappen, unverkennbaren Umrisse macht ihm sobald keiner nach. Als echtem Künstler ist Wilhelm Busch alles Sichtbare der Darstellung wert. Sei es ein Haus oder ein alter Weidenbaum, ein Frosch oder ein Storch, ja selbst die leblosen Dinge, wie Schnupftabakdose und Pfeife, Zippelmücke, Pantoffel und Schlafrod — alles findet mit wenigen Strichen die gleiche treffende

zeichnerische Formel wie die Persönlichkeit eines Menschen. — Die in Vers und Bild behandelten Stoffe sind primitiv. Es handelt sich meistens um irgendeinen Schabernack, dem harmlose Menschen anheimfallen. Aber hinter diesen einfachen Handlungen spürt man den überlegenen Geist, dem nichts Menschliches fremd ist, und das warme Herz, das deutsche Gemüt, das Kleines und Kleinstes beachtet und Alltag und Bürgerlichkeit mit innigem Behagen erfüllt.

Das ungrenzte, beschauliche Leben ist Wilhelm Buschs Ideal gewesen. Damit begann es, damit endete es. In Wiedensahl, einem kleinen hannoverschen Dorf, wurde er als Sohn des Dorfsträmers geboren, und dorthin kehrte er als berühmter Mann zurück, um es bis an sein Lebensende, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, nicht wieder zu verlassen. Zwar ließ er sich auch eine Weile in der Welt umhertreiben, als er die Malkunst in Düsseldorf, Antwerpen und München studierte und zu einem tüchtigen Maler wurde; aber immer suchte er das Idyll. Darum verweilt er auch in seiner kleinen Selbstbiographie „Von mir über mich“ mit offensichtlichem Vergnügen bei der Schilderung seiner Feierabende in Antwerpen, die er, mit einem grünen Schlafrod angetan und Pfeife rauchend, in Gesellschaft seines Wirtes, eines Barbiers, und anderer ehrlicher Handwerker und Kleinbürger zu verbringen pflegte.

In Antwerpen war es wohl auch, wo ihm die großen niederländischen Maler Brouwer, Teniers und Ostade nahe kamen, an deren gemütliche Schilderungen aus dem Leben der Bürger und Bauern so manches in Buschs Schaffen erinnert. Er stammte ja aus einer solchen Umgebung: Der Vater ein kleiner rühriger Mann, der würdevoll hinter dem Ladentisch stand und abends durch das Dorf spazierte, die stille, fromme Mutter und die spinnende Großmutter. In Antwerpen war es wohl auch, wo ihm die großen niederländischen Maler Brouwer, Teniers und Ostade nahe kamen, an deren gemütliche Schilderungen aus dem Leben der Bürger und Bauern so manches in Buschs Schaffen erinnert. Er stammte ja aus einer solchen Umgebung: Der Vater ein kleiner rühriger Mann, der würdevoll hinter dem Ladentisch stand und abends durch das Dorf spazierte, die stille, fromme Mutter und die spinnende Großmutter.

der er aus dem Gesangbuch vorlas. Patriarchalische Sitten herrschten in dem Hause, wo das Gesinde mit am Familientisch saß. Und dann das Dorf mit Wald und Feld, Bach und Wiese, Menschen und Vieh. In diesen ländlichen Frieden zog es auch den erfolgreichen Mann. Und während seine



Wilhelm Busch,

der große deutsche Humorist, Zeichner, Maler, Dichter und Philosoph, der im Todesjahr Goethes, am 15. April 1832, das Licht der Welt erblickte

Tag für Tag ein Wenig sparen — macht ein Viel in langen Jahren!

Hermann und Dorothea

Dichtung in neun Gesängen von Johann Wolfgang von Goethe



Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie. Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nahtend im Arme, Und mit wenigem nur vermögen die Unfern zu helfen, Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken.

Auch sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber. Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen!“

Also sprach sie, und matt erhob sich vom Stroh die bleiche Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:

„Guten Menschen fürwahr spricht oft ein himmlischer Geist zu, Daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht; Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Notdurft zu reichen.“

Und ich löste die Knoten der Schnur und gab ihr den Schlafrod

Unser Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch. Und sie dankte mit Freuden und rief: „Der Glädliche glaubt nicht,

Daß noch Wunder geschehn! Denn nur im Elend erkennt man Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten

Leitet. Was er durch Euch an uns tut, tu' er Euch selber!“ Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand, Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrods befühlen.

„Eilen wir“, sagte zu ihr die Jungfrau, „dem Dorf zu, in welchem Unre Gemeinde schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;

Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, alles und jedes.“ Und sie grüßte mich noch und sprach den herzlichsten Dank aus,

Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte, hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen,

Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich verteilte. Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen und fuhr ihr Sacht nach und erreichte sie bald und sagte behende:

„Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine

Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide, Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke, Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.

Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in deine Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag: Du verteilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.“ Drauf versetzte das Mädchen: „Mit aller Treue verwende' ich Eure Gaben, der Dürftige soll sich derselben erfreuen.“

Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens, brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die

Bröte, Flaschen Weines und Biers und reich' ihr alles und jedes. Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.

Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen und zog so Weiter, ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.“

Bücher immer vollstümlicher wurden, begoß er seine Blumen, pflegte seine Bienen, las einmal ein gutes Buch und hatte, wenn er Gesellschaft suchte, seine häuerlichen Nachbarn und deren Kinder. Er war ein großer Kinderfreund, blieb aber doch Junggeselle, denn als Philosoph schätzte er die Einsamkeit, er meinte:

„Wer einsam ist, der hat es gut,
Weil keiner da, der ihm was tut.“

Busch stimmte darin mit Schopenhauer überein, dessen Philosophie ihn einmal sehr gepackt hatte, die aber in ihrer Bitterkeit doch weit von seinem fröhlichen Pessimismus entfernt ist. —

„Mein Lebenslauf ist bald erzählt“, sagt Busch einmal ganz richtig, denn sein Leben enthält nichts von buntem Wechsel und Abenteuerlichkeit, wenn es auch ein langes Leben war. Am 9. Januar 1908, fast sechszwanzig Jahre alt, starb Busch bei seinem Neffen in Mechtshausen, in der Nähe seiner Heimat.

Wilhelm Busch ist ein Liebling des deutschen Volkes in allen seinen Schichten, sein Humor ist auch jetzt ganz besonders dazu geeignet, uns auf ein paar Stunden die trübe Gegenwart vergessen zu lassen.

Stenographieren Sie schon?

„Schon? — Auch eine Frage! Ich habe früher mal — aber darüber bin ich heute doch längst hinaus!“ — Oder: „Habe ich nie nötig gehabt — dafür hat man doch genügend Hilfskräfte, wenn man es erst mal wie ich zu einer einigermaßen leitenden Stellung gebracht hat!“ — Ja, so wird in der Tat so mancher auf diese Frage — und zwar mit nicht ganz unberechtigtem Selbstbewußtsein — antworten. Er mag ein in seinem Fach überaus tüchtiger Buchhalter, oder ein gewissenhafter Rassenführer, oder ein ordnungshaltender Registrator oder sonst Inhaber eines verantwortlichen Postens sein. — Nun: Standesbewußtsein in allen Ehren! — Aber sollten wir uns nicht doch einmal überlegen, ob wir mit dieser Spezialisierung auf einen bestimmten Zweig des Kaufmannstums denn nun wirklich alles getan haben, was uns zur Berufsausbildung und damit zum Vorwärtkommen und zum Erhalt unserer Stellung zu tun möglich war? Selbstverständlich ist es richtiger, ein guter Buchhalter oder Korrespondent zu sein, als einer, der ein bißchen Buchhaltung, ein bißchen Korrespondenz und ein bißchen „Stenotypie“ versteht — aber nichts davon richtig. Andererseits aber sind gerade Stenographie und Maschinenschreiben Kenntnisse, deren Aneignung unbedingt im Interesse eines jeden kaufmännischen Tätigen liegt. Es braucht nicht erst besonders gesagt zu werden, daß die Wirtschaftslage niederdrückend schlecht ist und Millionen arbeitslos sind — und es ist gleichermaßen bekannt, daß bei Entlassungen wie Neueinstellungen die Leute mit den vielseitigsten Kenntnissen auch am besten fahren. Im Kaufmännischen aber sind heute Angestellte, die neben ihren hochwertigen Sonderfähigkeiten perfekt Stenographie und Maschinenschreiben beherrschen, noch immer die am wenigsten von Entlassung Bedrohten, und diese Kenntnisse lassen sich gerade heute auch dann oft sehr gut verwerten, wenn man „hauptamtlich“ auf einem anderen Gebiete tätig ist. Sollten solche Beamte aber doch einmal in ihrem Betrieb abgebaut werden, dann werden gerade sie noch zuerst eine neue Stellung finden, weil sie neben Buchhaltung, Rassenführung, Statistik oder ähnlichem auch noch der Stenotypie mächtig sind.

Wer von uns weiß heute, wie lange der Betrieb, zu dessen Mitarbeitern er zählt, noch den überspannten Anforderungen, die von allen Seiten an ihn gestellt werden, widersteht? Und wer möchte erst dann, wenn er bereits außer Stellung ist, sich auf den Kursus für Stenographie und Maschinenschreiben besinnen? Jetzt, solange noch Verdienst da ist, läßt sich weit leichter der verhältnismäßig geringe Betrag für einen Stenotypistenkursus aufbringen. Und die Zeit? Die Kaufleute der Vorkriegszeit hatten mindestens zehnstündigen Tagesdienst — abends sah man sie fast vollzählig auf der Schulbank, wo sie Stenographie, Maschinenschreiben und Sprachen erlernten. Und Tausende

von ihnen haben es durch die Vervollkommenheit ihrer Kenntnisse zu leitenden Stellungen in der Industrie und im Handel gebracht.

Sollte das, was damals möglich war, heute nicht zu zwingen sein? Sollte bei einem heute ja immer möglichen zwangsläufigen Ausscheiden aus der einen Stellung das Erlangen einer neuen daran scheitern, daß auf die Frage: „Sind Sie auch Stenotypist?“ die Antwort erfolgen muß: „Nein — nur Kassierer“ oder so ähnlich.

Ein guter Rat also an alle, die ihn annehmen mögen: Versäumtes bald nachholen — und Vergessenes auffrischen! — Man kann heute wirklich nie wissen, wozu es vielleicht gut ist!

Der Osten ruft Zur Elbinger Pfingsttagung des V.D.A.



Die Leitung des Vereins für das Deutschtum im Ausland hat in der letzten Zeit eine außerordentlich große Anzahl von Zuschriften und Entschliefungen aus dem deutschen Osten erhalten, die alle den Wunsch zum Ausdruck bringen, der V.D.A. möge sich durch die schwierige Wirtschaftslage nicht von der Durchführung der auf der vorjährigen Mainzer Hauptversammlung beschlossenen Pfingsttagung in Elbing abbringen lassen. Es liegt auch jetzt bereits eine ganz beachtliche Zahl von Anmeldungen besonders aus der Jugend vor, die zum Teil schon seit vielen Monaten für die Durchführung der Ostlandfahrt gespart hat. Die Tagung dürfte durch die sehr starke Beteiligung aller deutschen Kreise aus dem Osten selbst ihr Gepräge erhalten. Stadt und Bürgerschaft von Elbing sind mit der Durchführung der Vorbereitungen beschäftigt, um den Gästen aus dem Reich und den deutschen Außengebieten den Aufenthalt in der alten Ordensstadt so eindrucksvoll wie möglich zu gestalten. Die Zufahrt ist teils durch den Korridor, teils auf dem Seewege vorgesehen. Die Tagung selbst, die vom Freitag, dem 13. Mai, bis Dienstag, den 17. Mai 1932 dauert, wird in mächtigen Räumlichkeiten in der Marienburg ausfallen. Die Jugend hat zahlreiche Wanderausfahrten durch Ostpreußen und Danzig vorbereitet.

Wieviel sollen wir täglich essen und trinken? Der Laie rechnet gemeinhin mit fünf Mahlzeiten und glaubt seiner Gesundheit zu schaden, wenn er eine dieser Mahlzeiten ausläßt. Vom Standpunkte des Arztes aus ist dieses häufige Essen als Unmäßigkeit zu bezeichnen. Es ist zwar angebracht, das Verspeisen der für den Körper erforderlichen Nahrung möglichst zu verteilen, aber abends noch größere Mengen Speise zu sich zu nehmen, ist überflüssig, ja sogar schädlich. Durch vieles Essen wird der Körper ebenso geschädigt wie durch übermäßiges Trinken. Selbstredend soll der Mensch nicht hungern, aber gewohnheitsmäßiges Essen ohne Appetit und das Überladen des Organismus mit Nährstoffen führt mit der Zeit zu allerhand Stoffwechselkrankheiten, besonders zur Fettleucht. Neben der Aufnahme von Speise bedarf der Mensch auch der täglichen Zufuhr von Flüssigkeit, da ein gewisses Maß von Durchspülung dem Körper von Vorteil ist. Im allgemeinen wird die tägliche Zufuhr für den Erwachsenen genügen, wenn sie eine tägliche Urinmenge von ein bis eineinhalb Liter hervorruft. Zu große Flüssigkeitszufuhr begünstigt Fettleibigkeit, während zu geringe die Entstehung von Gicht und Steinbildung fördert. Die Aufnahme von etwa zwei Tassen Tee oder Kaffee, von Milch oder Suppe des Morgens und des Abends, von ein bis zwei Glas Wasser (Fruchtklimonade) des Mittags oder Abends wird im allgemeinen dem wirklichen Bedürfnis genügen.

Acht den WENNIG nicht gering. Kraft steckt in dem kleinsten Ding!

Als nun Hermann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar das Wort und rief: „O glücklich, wer in den Tagen dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus mir allein lebt, Wem nicht Frau und Kinder zur Seite hange sich schmiegen! Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möchte um vieles nicht heute Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt sein. Ofters dacht' ich mir auch schon die Flucht und habe die besten Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten Meiner seligen Mutter, das alles noch heilig verwahrt liegt. Freilich bliebe noch vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird. Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt, Mist' ich ungern, wenn auch der Wert der Ware nicht groß ist. Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich getröstet von Hause. Hab' ich die Barschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich Alles gerettet: der einzelne Mann entflieht am leichtesten.“ „Nachbar“, versetzte darauf der junge Hermann mit Nachdruck: „Keineswegs denk' ich wie Ihr, und table die Rede. Ist wohl der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück sich nur allein bedenkt und Leiden und Freuden zu teilen Nicht versteht und nicht dazu von Herzen bewegt wird? Lieber möchte ich als je mich heute zur Heirat entschließen; Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes Und der Mann des erheitenden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.“ Lächelnd sagte darauf der Vater: „So hör' ich dich gerne! Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen.“

Aber es fiel sogleich die gute Mutter beiseite ein: „Sohn, fürwahr! Du hast recht; wir Eltern gaben das Beispiel. Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählt, Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen. Montag morgens — ich weiß es genau, denn tags vorher war Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte — Zwanzig Jahre sind's nun: es war ein Sonntag wie heute, Heiß und trocken die Zeit und wenig Wasser im Orte. Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern, Auf den Dörfern verteilt und in den Schenken und Mäulen. Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind. Und es brannten die Scheunen der reichgeammelten Ernte, Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieses zugleich mit. Wenig flüchteten wir. Ich sah die traurige Nacht durch Vor der Stadt auf dem Ager, die Kasten und Betten bewahrend; Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt, Sah ich den Rauch und die Glut und die hohlen Mauern und Eisen. Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder Herrlicher auf als je und löste mir Mut in die Seele. Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen, Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hühner gerettet, Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüt noch. Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daherkam,

Die noch rauchten, und so die Wohnung wüßt und zerstört sah, Kamst du zur andern Seite herauf und durchsuchtest die Stätte. Dir war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Tiere. Also standen wir gegeneinander, bedenklich und traurig: Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden. Und du faßtest darauf mich bei der Hand und sagtest: „Siehst du, wie kommt du hierher? Geh weg! Du verbrennest die Sohlen. Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärkeren Stiefel.“ Und du hobest mich auf und trugst mich herüber, durch deinen Hof weg. Da stand noch das Tor des Hauses mit seinem Gewölbe. Wie es jetzt steht: es war allein von allen geblieben. Und du legtest mich nieder und küßtest mich, und ich verwehrt' es. Aber du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten: „Siehst du, das Haus liegt nieder. Bleib hier und hilf mir es bauen, Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an seinem.“ Doch ich verstand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter schicktest und schnell das Gelübde der fröhlichen Ehe vollbracht war. Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebäudes Freudig und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehen; Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die ersten Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mit der Jugend gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Freizeit an Bord unserer Kriegsschiffe

Skizze von der Reichsmarine von Fritz Otto Busch



„Wollt ihr mitfahren?“

Irgendwo in der Ostsee liegt das Linienschiff vor Anker. Der W.-D. ein eben beförderter Leutnant zur See, steht stolz und ein wenig aufgeregt auf der Schanz, den Bootsmannsmaat der Wache neben sich. Im Hintergrund beobachtet der Fähnrich der Wache angelegentlich ein Ruderboot, das dicht beim Schiff umhertreibt und dessen Insassen, zwei niedliche junge Mädchen im Badekostüm, lachend dem jungen Krieger zuwinken. Der Läufer Deck, ein



Freizeit. Das lange Rohr des achteren Turmes muß herhalten

älterer Matrose, winkt verstoßen, gedeckt durch den achteren Turm, hinüber. Sonst ist die Schanz leer: Es ist Freizeit!

Der Dienst ist beendet, nur die Wache steht umher, die übrigen, je nach Anlage und Temperament, schreiben ihre Briefe an den langen Holzbauden des Wohndecks, schlafen irgendwo aufgerollt an Deck oder liegen an den freien Stellen auf Back und Bootsdeck. Auf der Schanz erscheint der Kantinier, zieht seine Zivilmütze und bittet den W.-D. um ein paar Mann zum Umstellen seiner Bierfässer. Der Leutnant, stolz, etwas selbständig anordnen zu können, nickt und winkt dem Bootsmann der Wache:



Mulchen (= Schlafen) in der Freizeit

„Die Korporalschaft vom Dienst Backbord Mitteldeck!“

Der alte Unteroffizier wagt einen Einwurf: „Herr Leutnant, der Kantinier kann ruhig warten, es ist —“

„Pfeifen Sie, was ich befohlen habe!“

Schriß geht der Pfiff durch die Decks, langgezogen hallt er in den unteren Decks, wiederholt von den Zwischendeckswachhabenden, die befohlenen Leute erscheinen, während der Kantinier befriedigt schmunzelnd zum Mitteldeck emporsteigt; man gut, daß der Erste Offizier schläft, so etwas kann auch nur bei den jungen Herren glücken, denkt er zufrieden.

Aus dem Offizierswohndeck schießt, zornrot im Gesicht, der 1. W.-D. (Erste Wachoffizier), unter dessen Verantwortung der Jüngere seine Wache geht.

„Sagen Sie mal, mein Bester, sind Sie denn ganz des Teufels? Was sollen die Leute?“

„Fässer verstaun, Herr Kapitänleutnant!“

„Waaaaas? In der Freizeit?? Merken Sie sich ein- für allemal, in der Freizeit werden die Leute nicht belämmert, es sei denn, daß ein Mann außerbords fällt oder es brennt oder sonst etwas Erschütterndes los ist! Das gibt es einfach nicht! Schicken Sie die Leute sofort weg!“

Der Leutnant hebt schweigend die Hand zur Mütze; wenn bloß der Bootsmann nicht so ein verzweifelt ahnungsloses, streng dienstliches Gesicht machen wollte! Der Kapitänleutnant setzt seine Mütze ab:

„Wenn Sie schon jemand beschäftigen wollen, dann pfeifen Sie meinetwegen der Musik, dann haben wenigstens alle etwas davon, und diese „Künstler“ tun sowieso nicht allzuviel!“

Raum ist der Pfiff verhallt, als auch schon der Hoboistenmaat mit vorwurfsvoller Miene erscheint:



Der Erste Offizier hat Freizeit



Einer, der keine Freizeit hat — der Posten Bad

„Herr Leutnant! Ausgeschlossen! Wir müssen noch so viele Noten abschreiben, dann spielen wir doch jeden Morgen nach der Flaggenparade, drei meiner Leute sind krank, es geht wirklich nicht!“ Schon will der junge Offizier einklinken, da sieht er das lächelnde Gesicht des 1. W.-D., der scheinbar gänzlich uninteressiert nach den Wolken guckt.

„Die Musik spielt, und wenn Sie allein ins Horn stoßen müssen! Los, der Bootsmann! Pfeifen Sie!“

Aus den Kasematten tönt Jubelgeschrei, aus allen Niedergängen quillt es an Oberdeck, bald sind die Musiker eingerahmt von sämtlichen Freiwächtern.

Mit eiserner Miene verteilt der Hoboistenmaat seine Noten, hebt den Taktstock und schießt los:

„Da fielen Blütenfloden
Auf ihre Ringeloden,
Ihr Haar roch süß wie Alee...“

Begeistert summen die Seeleute mit. Selbst der Schiffsbär brummt vergnügt und wadelt seinen Fox- bzw. Bear-Trott, Märsche und Schlager wechseln in fröhlichem Reigen, auf der Schanz tauchen die Offiziere auf, über der Brückensreling hängt das halbe Signalpersonal der Wache, bis der Signalmaat sie unsanft hinwegzieht.

Nach einer halben Stunde klopft der 1. W.-D. dem Leutnant auf die Schulter: „So, nun lassen Sie die Musik mal auscheiden. Hier, der Läufer! Geh mal raus zur Kapelle, sag' dem Kapellmeister, er kann jetzt Schluß machen, aber vorher soll er noch mein Lieblingslied spielen, die „Dia di Espiga“, verstanden?“

Spielerisch, leicht und feurig wie ein spanischer Tanz wirbelt das Lied, das die Flotte von einer ihrer Spanienreisen mitbrachte, über das Schiff. Möven schweben graziosen Fluges über der See, und langsam, müden, weißen Schmetterlingen gleich, ziehen Segelboote ihre feuchte Bahn. Fern im Osten steht eine schneeweiße Wolke wie ein Gebirge über der ruhig atmenden See.



Jumbo, der Seebär

Der elektrische Unfall

Von Ing. Kaiser



Ein elektrischer Unfall kommt meistens zustande: 1. durch Stromdurchgang durch den Körper; 2. durch Verbrennungen durch den elektrischen Lichtbogen; 3. durch Explosionen, die durch den elektrischen Funken ausgelöst werden.

Uns interessieren in erster Linie die beiden ersten Fälle. a) Der Stromdurchgang durch den menschlichen Körper.

Die Art des Schadens, den der elektrische Strom im Körperinnern hervorruft, ist noch immer nicht ganz geklärt. Die meisten tödlichen Unfälle sind auf Herztod zurückzuführen, das Herz setzt seine Tätigkeit ganz oder teilweise aus, der Tod tritt ein durch Sauerstoffmangel oder Blutleere im Gehirn. Es kommt aber auch vor, daß durch den elektrischen Strom das Blut zersetzt wird, aus evtl. Wunden fließt kein Blut, sondern eine wässrige Flüssigkeit.

Damit der Strom den Körper durchfließen kann, muß der vom Unfall Betroffene einen Teil eines geschlossenen Stromkreises bilden, der Strom muß also eine Eintritts- und eine Austrittsmöglichkeit haben. Da nun fast alle Stromnetze in direkter Verbindung mit der Erde stehen, die Erde also gewissermaßen einen Stromleiter darstellt, genügt es, irgendeine spannungsführende Leitung zu berühren, um über den Körper durch die Erde den Stromkreis zu schließen. Am gefährlichsten ist dies bei Wechsel- oder Drehstromnetzen mit geerdetem Nulleiter.

Die größte Lebensgefahr besteht, wenn das Herz in der Strombahn liegt. Dies ist nun leider fast immer der Fall, da das Herz durch die Adern nach allen Seiten starke Blutbahnen sendet, die durch ihre gute Leitfähigkeit vom Strom bevorzugt werden. Die Wirkung des elektrischen Stromes auf das Herz ist nun je nach Stärke des Stromes sehr verschieden. Ganz schwache Ströme rufen nur ein Erschrecken hervor, stärkere Ströme verursachen krampfartige Muskelzusammenziehungen, die es dem Verunglückten unmöglich machen, die berührte Leitung wieder loszulassen. Infolge des hierdurch auftretenden längeren Stromdurchganges kann Herzflimmern oder Blutzersetzung den Tod herbeiführen. Bei dem sogenannten Herzkammerflimmern schlägt das Herz sehr schnell mit geringer Stärke, das Herz vermag mit diesen schwachen Schlägen den Blutkreislauf nicht mehr aufrechtzuerhalten, so daß infolge Sauerstoffmangels der Tod eintritt. Wiederbelebungsversuche sind hier, sofern sie sofort eingeleitet werden, oft von Erfolg und sind unter allen Umständen mindestens vier Stunden lang durchzuführen. Eine wirksame Unterstützung der Wiederbelebungsversuche ist das Frottieren der Haut mit einem rauhen Tuch oder einer Bürste, außerdem ist der Unterkörper des Verletzten warm einzupacken. Auch ein schwacher Schlag in die Herzgegend hat sich häufig als vorteilhaft erwiesen. Große Ströme rufen das Herzkammerflimmern nicht hervor, hier krampft sich das Herz zusammen und steht still, nach Aufhören des Stromflusses verschwindet dieser Krampf manchmal wieder und das Herz nimmt seine normale Tätigkeit wieder auf.

Stromart, Spannung und Widerstand sind nun von großem Einfluß auf die Gefahr bei dem elektrischen Unfall. Wechselstrom und Drehstrom sind viel gefährlicher als Gleichstrom von derselben Spannung. Bei Wechselstrom und Drehstrom wächst die Gefahr außerdem mit Erhöhung der Periodenzahl. Hochfrequente Wechselströme von 100 000 und mehr Perioden hingegen sind für den menschlichen Körper absolut ungefährlich ohne Rücksicht auf Spannung und Stromstärke. Sie werden in der Heilkunst zu Bestrahlungszwecken benutzt und rufen nur ein prickelndes Gefühl der Wärme hervor. Spannungen unter 40 Volt sind in der Regel ungefährlich. Spannungen von 100 bis 500 Volt sind besonders gefährlich, da sie das oben erwähnte Herzkammerflimmern hervorrufen. Spannungen über 3000 Volt rufen nur selten ein Herzkammerflimmern hervor, doch sind sie durch die Verbrennungen, die sie an den Eintritts- und Austrittsstellen am Körper hervorrufen, sehr gefährlich. Aber auch diese hohen Spannungen können bei nur teilweiser Isolation des Verletzten das gefährliche Herzkammerflimmern erzeugen. Da die Isolation bei Unfällen an Hochspannung fast immer nur als teilweise Isolierung anzusprechen ist, sind auch diese Unfälle meist tödlich.

Von einschneidender Bedeutung beim elektrischen Unfall ist der Widerstand, der dem Stromfluß entgegengesetzt wird. Dieser Widerstand setzt sich zusammen aus Eintrittswiderstand, Austrittswiderstand und evtl. Erdwiderstand. Der Eintrittswiderstand ist verschieden und hängt ab von der Größe der berührten Stelle, der Feuchtigkeit der Haut, des Druckes bei der Berührung usw. Er kann mit etwa 100 Ohm veranschlagt werden. Der Körperwiderstand des Menschen ist ziemlich konstant und beträgt etwa 200 Ohm. Der Austrittswiderstand kann abhängen von der Dicke und Feuchtigkeit des Schuhwerks, ob genagelte Schuhe oder nicht, usw. Er soll in diesem Falle ebenfalls mit 100 Ohm angenommen werden. Welche Spannung wirkt nun tödlich? Es ist festgestellt, daß ein Strom von 100 Milliampere unbedingt tödlich ist. In unserem Falle würde also eine Spannung von $(100 + 200 + 100) \cdot 0,1 = 40$ Volt genügen, um die Person zu töten. Von Einfluß ist hierbei allerdings noch die Einwirkungsdauer. Tatsächlich sind Fälle bekannt, wo Personen von Spannungen unter 100 Volt getötet wurden. Liegen die Verhältnisse sehr günstig, so können die Uebergangswiderstände Werte von 25 000 Ohm erreichen. Um einen Strom von 100 Milliampere durch den Körper zu treiben, hätten wir also eine Spannung nötig von 25 000 Volt, die dann tödlich wirken würde.

Die obere Grenze der als ungefährlich anzusehenden Spannungen liegt bei 42 Volt, so daß mit allen Mitteln darauf hingearbeitet werden muß, daß Maschinen, Werkzeuge, die wegen ihrer transportablen Verwendungsweise nicht ohne weiteres mit Schutzhülle versehen werden können, für eine Spannung von 42 Volt ausgelegt werden müssen.

Erdschluß der elektrischen Handgeräte nachprüfen!



Lampe muß hell aufleuchten!

Wiederbelebungsversuche sind hier, sofern sie sofort eingeleitet werden, oft von Erfolg und sind unter allen Umständen mindestens vier Stunden lang durchzuführen. Eine wirksame Unterstützung der Wiederbelebungsversuche ist das Frottieren der Haut mit einem rauhen Tuch oder einer Bürste, außerdem ist der Unterkörper des Verletzten warm einzupacken. Auch ein schwacher Schlag in die Herzgegend hat sich häufig als vorteilhaft erwiesen. Große Ströme rufen das Herzkammerflimmern nicht hervor, hier krampft sich das Herz zusammen und steht still, nach Aufhören des Stromflusses verschwindet dieser Krampf manchmal wieder und das Herz nimmt seine normale Tätigkeit wieder auf.

Stromart, Spannung und Widerstand sind nun von großem Einfluß auf die Gefahr bei dem elektrischen Unfall. Wechselstrom und Drehstrom sind viel gefährlicher als Gleichstrom von derselben Spannung. Bei Wechselstrom und Drehstrom wächst die Gefahr außerdem mit Erhöhung der Periodenzahl. Hochfrequente Wechselströme von 100 000 und mehr Perioden hingegen sind für den menschlichen Körper absolut ungefährlich ohne Rücksicht auf Spannung und Stromstärke. Sie werden in der Heilkunst zu Bestrahlungszwecken benutzt und rufen nur ein prickelndes Gefühl der Wärme hervor. Spannungen unter 40 Volt sind in der Regel ungefährlich. Spannungen von 100 bis 500 Volt sind besonders gefährlich, da sie das oben erwähnte Herzkammerflimmern hervorrufen. Spannungen über 3000 Volt rufen nur selten ein Herzkammerflimmern hervor, doch sind sie durch die Verbrennungen, die sie an den Eintritts- und Austrittsstellen am Körper hervorrufen, sehr gefährlich. Aber auch diese hohen Spannungen können bei nur teilweiser Isolation des Verletzten das gefährliche Herzkammerflimmern erzeugen. Da die Isolation bei Unfällen an Hochspannung fast immer nur als teilweise Isolierung anzusprechen ist, sind auch diese Unfälle meist tödlich.

Von einschneidender Bedeutung beim elektrischen Unfall ist der Widerstand, der dem Stromfluß entgegengesetzt wird. Dieser Widerstand setzt sich zusammen aus Eintrittswiderstand, Austrittswiderstand und evtl. Erdwiderstand. Der Eintrittswiderstand ist verschieden und hängt ab von der Größe der berührten Stelle, der Feuchtigkeit der Haut, des Druckes bei der Berührung usw. Er kann mit etwa 100 Ohm veranschlagt werden. Der Körperwiderstand des Menschen ist ziemlich konstant und beträgt etwa 200 Ohm. Der Austrittswiderstand kann abhängen von der Dicke und Feuchtigkeit des Schuhwerks, ob genagelte Schuhe oder nicht, usw. Er soll in diesem Falle ebenfalls mit 100 Ohm angenommen werden. Welche Spannung wirkt nun tödlich? Es ist festgestellt, daß ein Strom von 100 Milliampere unbedingt tödlich ist. In unserem Falle würde also eine Spannung von $(100 + 200 + 100) \cdot 0,1 = 40$ Volt genügen, um die Person zu töten. Von Einfluß ist hierbei allerdings noch die Einwirkungsdauer. Tatsächlich sind Fälle bekannt, wo Personen von Spannungen unter 100 Volt getötet wurden. Liegen die Verhältnisse sehr günstig, so können die Uebergangswiderstände Werte von 25 000 Ohm erreichen. Um einen Strom von 100 Milliampere durch den Körper zu treiben, hätten wir also eine Spannung nötig von 25 000 Volt, die dann tödlich wirken würde.

Die obere Grenze der als ungefährlich anzusehenden Spannungen liegt bei 42 Volt, so daß mit allen Mitteln darauf hingearbeitet werden muß, daß Maschinen, Werkzeuge, die wegen ihrer transportablen Verwendungsweise nicht ohne weiteres mit Schutzhülle versehen werden können, für eine Spannung von 42 Volt ausgelegt werden müssen.



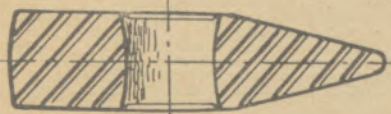
Der Hammer

Von H. Kümmler

Eines der wichtigsten Werkzeuge in gewerblichen Betrieben wie im Haushalt ist der Hammer.

Als Urform des Hammers kann wohl der Stein in der Hand des Menschen der grauen Vorzeit gelten, mit dem er harte Gegenstände zertrümmerte, vielleicht auch seinen Gegner niederzuschlug. Mit Stolz und Genugtuung wird der Naturmensch sein Werk betrachtet haben, als ihm der Gedanke gekommen war, einen Stein, vielleicht durch Tiersehnen oder zähe Schlingpflanzen, mit einem vom Baum gebrochenen Ast zu verbinden und damit dem Hammer einen Stiel zu geben. Diese Verbesserung bedeutete in der damaligen vorgeschichtlichen Zeit einen gewaltigen Fortschritt in der Entwicklung. In späteren Zeitabschnitten gelang es dann, Steine zu durchbohren und in den Löchern die Stiele zu befestigen.

Der Steinzeit folgte die Bronzezeit, und dieser das Zeitalter des Eisens, in dem wir uns noch befinden. In diesen Zeiten wurde naturgemäß auch der Hammer verbessert, so daß wir ihn heute in den mannigfaltigsten Formen und Gestaltungen antreffen, von denen die wohl am meisten gebrauchte Form als Handhammer bezeichnet wird.



Der vorwiegend aus Gußstahl verfertigte Handhammer ist an einem Ende verjüngt und läuft in einer Rundung aus, welche die Bezeichnung Hammerfinne hat. Das andere, etwas kürzere Ende hat meistens eine quadratische Form und heißt Hammerbahn. Wegen des besseren Aufstößens ist die Hammerbahn ballig gehalten, das heißt: sie ist gewölbt. Man vergleiche damit andere Schlagwerkzeuge, wie Axt, Beil, Hackmesser und dergleichen, die ebenfalls aus dem vorstehend angeführten

Grund das selbe Merkmal aufweisen. Beide Enden des Hammers sind gehärtet zum Zweck der Formbewahrung, dagegen soll die durch das Stielloch geschwächte Mitte ungehärtet sein, um das Zerpringen zu verhüten. Doch auch die Enden dürfen nicht zu hart sein, da in diesem Falle beim Aufschlagen auf den harten Amboss und dergleichen Unterlagen leicht Stahlstücken abspalten, wodurch Verletzungen, besonders der Augen, verursacht werden können. Aus demselben Grunde ist es leichtsinnig gehandelt, einen Handhammer als Sech- oder Ballhammer zu benutzen und mit einem anderen Hammer daraufzuschlagen.

Für das Einstielen ist es zweckmäßig, wenn das Loch des Hammers nach beiden Seiten zu etwas erweitert ist (siehe vorstehende Abbildung), da sich der Stiel dann gut verkeilen läßt und bei einem notwendig gewordenen Neueinstielen das Umkehren des Hammers möglich ist, um die einseitige Abnutzung zu vermeiden. Ferner empfiehlt es sich, die Kanten des Loches mit einer Rund- oder Halbrundfeile etwas zu brechen, da scharfe Kanten den Hammerstiel beim Gebrauch leicht einschneiden und ihn dadurch gerade unterhalb des Hammers, wo der Stiel am meisten zu halten hat, schwächen.

Von Wichtigkeit ist es ferner, daß der Stiel in dem Hammer fest verkeilt ist. Wie störend ist es doch, wenn ein mangelhaft verkeilter Stiel nach wenigen Hammerschlägen erst wieder aufgestoßen werden muß, um das Abfliegen des Hammers, durch das auch leicht Unfälle hervorgerufen werden, zu verhindern. Außerdem wird die Gebrauchsdauer eines Hammerstieles bei solcher Behandlung bestimmt nicht verlängert, denn bei häufigem Aufstoßen gleicht er an dem unteren Ende bald einem Reiserbesen.

Gut bewährt hat sich die in der Abbildung dargestellte Art des Verkeilens. In den Stiel wird schräg zum Loch ein Holzkeil eingetrieben und gekreuzt zu diesem noch ein Eisenkeil, der möglichst mit kleinen Widerhaken bewehrt ist, um ein Herausfliegen zu verhindern.

Vorstehende Ausführungen gelten sinngemäß auch für Vorschlagshämmer, Treibhäufel und viele andere Hammerarten.

Aus dem Reich der Frau

Die Frau kauft ein



Jetzt ist es gerade umgekehrt wie in den Zeiten der Inflation. Damals hatten wir Geld in Hülle und Fülle, und die Waren waren knapp. Der Kaufmann hatte kein Interesse daran, zu verkaufen. Heute herrscht ein Weberangebot an Waren. Wie die Pilze nach dem Regen, so schießen in den Städten die Warenhäuser aus dem Boden. Der Käufer ist eine Macht, dessen Gunst man sich mit allen Mitteln zu erringen trachtet. Bald sind es Ausverkäufe, Weiße Wochen, Kindertage, bald ein Eröffnungsrummel mit Werbegeschenken. Immer wieder denkt sich ein kluger Geschäftssinn etwas Neues aus, um

die Kauflust anzuregen.

Es sind fast immer die Frauen, die einkaufen müssen. Achtzig Prozent aller Einkäufe werden bei uns in Deutschland von den Frauen getätigt. Die Frau hat also als Käuferin unumstritten die Vormachtstellung gegenüber dem Mann. Aber hiermit fällt ihr auch eine große Verantwortung zu. Es ist wichtig, daß sie die Qualität der einzukaufenden Ware richtig beurteilen lernt, d. h. sie muß das Gute vom Schlechten unterscheiden können. Sie muß sich Kenntnisse auf dem Gebiete der Warenkunde aneignen. Die Zusammenhänge von Preis und Qualität müssen ihr klar sein.

Ein wichtiges Kapitel ist der Einkauf der Lebensmittel. Im folgenden sollen einige Merkmale gegeben werden, an denen man die Güte verschiedener Nahrungsmittel erkennen kann.

Wenn Milch auf dem Handrücken oder an einer Stricknadel runde Tröpfchen bildet, ist sie fettreich und gut; zerfließt der Tropfen, so ist sie verwässert.

Das frische Ei sinkt in einer zehnprozentigen Salzlösung unter, das schlechte Ei steigt hoch. Kandeier kann man, wenn sie frisch sind, gut laufen, sie sind billig, müssen aber innerhalb von zwei bis drei Tagen verbraucht werden.

Reis bekommt man gewöhnlich in zwei Sorten angeboten, und zwar polierten und unpolierten Reis. Polierter Reis ist teurer und hat dabei an Nährwert sehr eingebüßt. Die Hausfrau sollte deshalb nur unpolierten Reis verlangen.

Schokolade ist um so besser, je dunkler sie in geriebenem Zustande aussieht (außer Milchschokolade) und je leichter sie schmilzt. Hell aussehende Schokolade ist meist mit minderwertigen Ersatzstoffen gemischt.

Konserven mit hochgetriebenem Dedel soll man niemals kaufen, der Inhalt ist meistens verdorben.

Knochenreiches, billiges Fleisch kauft man nur dann, wenn es einem mehr auf eine kräftige Tunte oder auf die Fleischbrühe ankommt als auf das Fleisch selbst. Im übrigen ist es vorteilhafter, ein gutes Stück mit wenig Knochen zu kaufen, weil es dann keinen Abfall gibt.

Auch beim Einkauf von Stoffen gibt es allerlei zu beachten. Minderwertige Stoffe fallen schlecht und sehen immer zerdrückt aus. Man sollte da gerade ein paar Mark nicht ansehen und lieber etwas Gutes kaufen, woran man dann auch ständig seine Freude hat.

Voran erkennt man, ob ein Gewebe aus reiner Wolle oder mit Baumwolle durchsetzt ist? Wenn wir ein Stück Wollstoff einreißen, so ergibt sich eine glatte Reißfläche ohne Fädenenden, während bei Baumwollstoff beim Reißen lange Fädenenden herausragen.

Für Anzugstoffe werden vorwiegend zweierlei Stoffarten verwendet, und zwar Kammgarn und Streichgarn. Der Unterschied der beiden Stoffe liegt darin, daß Kammgarn vor dem Weben gefämmt wird, während man Streichgarn vor dem Weben nur oberflächlich abstreicht. Deshalb ist der einzelne Faden des Kammgarns glatt und dünn, der des Streichgarns dagegen dick und rauh. Man muß natürlich immer darauf achten, ob Fehler im Stoff sind, wie angelegte Fäden, kleine Löcher und Risse.

Der Unterschied zwischen Kunstseide und Reinseide wird durch die Brennprobe festgelegt. Kunstseide brennt mit heller Flamme und hinterläßt keine Asche, hingegen einen Geruch wie nach verbranntem Papier. Reinseide hinterläßt je nach der Färbung graue oder schwarze Asche. Erstklassiger Seidenstoff knittert nicht, auch wenn man ihn zwischen beiden Händen stark drückt. Ein minderwertiger Halbseidestoff quillert dagegen jeden starken Druck mit häßlichen Knitterfalten. Er muß deshalb häufig aufgeplättet werden.

Die einfachste Art, sich über die Qualität von Leinen zu vergewissern, ist die Reißprobe. Zum Unterschied von Baumwollgeweben zeigen die Reißstellen ungleiche Fädenenden und das Reißen ist schwieriger. Gewebe aus Baumwolle reißen sich leichter und zeigen an der Reißstelle kurze und gleichmäßige Fädenenden. Weiterhin fühlt sich Baumwolle nach dem Waschen weich und warm, Leinen hingegen kühl und hart an. Eine andere Qualitätsprüfung von Leinen ist durch das Kochen einer Probe möglich. In der Regel soll die gute Qualität einen Maß- und Gewichtsverlust von 2% nicht übersteigen.

Nicht minder wichtig als die Qualität der Stoffe ist diejenige von Schuhen. Die Unterschiede sind sehr groß. Da ist der teure aber auch randgenähte Schuh, der als Strassen- und Strapazier Schuh als unübertroffen gilt. Für seine leichte Gefellschaftsschuhe kommt auch die geklebte Ware in Betracht. Der durchgenähte Schuh ist eine billige Qualität. Man bekommt ihn schon von 4.— RM. an. Zu erkennen ist er an den Stichen, die innen auf der nur mit einem Papier leicht überklebten Sohle deutlich zu sehen sind. Wichtig ist, daß auch die Fußform bei den guten Qualitäten natürlich besser ist. Schlechtes Schuhwerk, hohe Stöckelabsätze verderben den Fuß und schaden der Gesundheit.

(Schluß folgt)

Bereinsnachrichten

Freiwillige Sanitätskolonne vom Roten Kreuz, Hüttenbetrieb

Unsere Sanitätskolonne hielt am 5. April in ihrem Heim ihre Jahreshauptversammlung ab, die von 49 Kameraden besucht war. Dem vom Vorsitzenden erstatteten Bericht entnehmen wir folgendes:

Die Kolonne zählt zur Zeit 77 aktive Mitglieder. 37 Übungsabende wurden abgehalten, die durchschnittlich von vierzig Kameraden besucht waren. 332 erste Hilfeleistungen wurden gemeldet. Siebenmal mußte der Geholfene mittels Krankenautos und fünfmal mit anderen Fahrgelegenheiten abtransportiert werden. Neunmal genügte die Begleitung des Helfers.

Die Kolonne bildete 28 Kameraden in der Handhabung der Gaschutzgeräte eingehend aus. Sie stellte 86 Sport- und 57 Kinowachen mit 103 Hilfeleistungen, neunmal Verstärkung der Badeaufsicht am Baggersee, dabei einmal Rettung und Wiederbelebung bei einem Knaben mit Erfolg nach etwa einstündiger Bemühung.

Mehrmals wurde unser Handleichenwagen benutzt und achtmal Träger für Beerdigungen kostenlos gestellt. Mit dem Fahrstuhl wurden zahlreiche Ausfahrten von Kranken ausgeführt.

Auf dem Werk leisteten die Kolonnenmitglieder in 257 Fällen die erste Hilfe. Es wurden eine Marmelade zur Nachtzeit und eine große Schauübung am Baggerseegelände abgehalten. Der Kassenbericht zeigte eine schwache Seite, weil infolge des wirtschaftlichen Niederganges nur sehr wenige Beiträge von passiven Mitgliedern eingezogen werden konnten. An die Belegschaftsmitglieder richtete Herr Höder die bringende Bitte, die Mitgliedschaft durch Zahlung des auf zwei Mark herabgesetzten Jahresbeitrages, der in Raten entrichtet werden kann, zu erhalten. Anmeldungen nehmen Kolonnenführung und -mitglieder gerne entgegen.

Die Vorstandswahl ergab Wiederwahl des ausscheidenden Drittels. Für den ausgetretenen zweiten Kassierer wurde das Kolonnenmitglied Jakob Kieren gewählt.

Der Vorsitzende sagte noch den Kameraden für treue Mitarbeit und allen unterstützenden Mitgliedern herzlichen Dank.

„Das Dürkopp-Rad erhöht die Freude am Leben und an der Arbeit“

Werkvallerlei

Unsere Jubilare



Der Kranführer Philipp Lieser beging am 20. März 1932 sein fünfundzwanzigjähriges Arbeitsjubiläum auf unserem Werk. Von der Schule kommend, trat er 1907 in unsere Dienste. Im Jahre 1913 wurde er zum Militär eingezogen und nahm 1918 seine Arbeit bei uns wieder auf.

Herr Lieser versteht heute seinen Dienst als Kranführer an der Masselformmaschine.



Der Hochofenarbeiter August Rappin, geboren am 6. 1. 73 in Sülldorf bei Magdeburg, konnte am 3. April auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit auf unserem Werk zurückblicken. Nachdem er bis zu seiner Militärzeit in der Heimat Arbeit gefunden hatte, war er in den Jahren 1896—1907 bei der August Thyssen-Hütte und der Zinkhütte in Hamborn beschäftigt. 1907 nahm er Arbeit in unserem Hochofenbetrieb, wo er heute als Erzverlader beschäftigt ist.



Beiden Jubilaren entbieten wir zu ihrem Ehrentage unsere herzlichsten Glückwünsche!

Familiennachrichten

Geburten:

Ein Sohn:
Kaufm. Angestellter Wilhelm Spelleken, am 24. 3. 32; Maschinist Johann Köhnen, am 29. 3. 32; Maschinist Friedrich Müller, am 2. 4. 32.

Eine Tochter:
Maschinist Karl Werner, am 28. 3. 32; Walzendreher Ernst Bieling, am 2. 4. 32; Hilfsarbeiter Wilhelm Nürnberg, am 5. 4. 32.

Sterbefälle:

Hilfsarbeiter Emil Luft, Kind, am 1. 4. 32; Buchhalter Karl Söhnchen, Ehefrau, am 8. 4. 32.

Nachruf

Der Werkmeister i. R.

Herr Theodor von Meszöln

ist am 2. April 1932 nach längerer Krankheit im 76. Lebensjahre verstorben.

Der Verstorbene kam im Jahre 1911 als Werkmeister in unsere Dienste und versah in der Bräufabrik seine Obliegenheiten in vorbildlicher Weise. Als fünfundsiebzigjähriger trat er 1922 in den Ruhestand.

Sein Andenken werden wir stets in Ehren halten!

Bereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft
Hüttenbetrieb Meiderich

Radio-Altu

fast neu, Marke Pfafftraf, billig abzugeben.

Wasgaustraße 26a, Part.

Dankagung

Für alle Aufmerksamkeit und Ehrungen, die mir anlässlich meines fünfundsiebzigjährigen Dienstjubiläums seitens der Direktion, meiner Vorgesetzten, meiner Kollegen und der Belegschaft zuteil geworden sind, sage ich hiermit meinen herzlichsten Dank.

Heinrich Poesen

Wenn ich das tragen könnte!



So schlank sein, daß jedes Kleidungsstück elegant und vornehm wirkt, das ist ein vielbegehrter Wunsch. Dr. Ernst Richter's Frühstückskräutertee, das angenehme, ärztl. empfohlene Morgengetränk hilft dazu. Er schmeckt gut, erfrischt das Blut und bringt das träge Fett zum Schwinden. Sie nehmen langsam ab, werden geschmeidiger und fühlen sich ünger und wohler. Paket Mk. 1,80, Kurpackung (6fach, Inhalt) Mk. 9,—, extrastark Mk. 2,25 und Mk. 11,25. In Apotheken und Drogerien.

Dr. ERNST RICHTER'S
FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE
„Hermes“ Fabrik pharm. kosm. Präparate
München.... Güllstraße 7

Bund deutscher Alkoholgegner,
Ortsgruppe Meiderich
Am Donnerstag, dem 28. April,
spricht im Speiseaal des neuen
Lebigenheims „Hüttenbetrieb
Meiderich“:
Herr Stadtmedizinalrat
Dr. Vollbrand.

Herzlichen Dank
Sage ich der Direktion, meinen
Vorgesetzten und meinen Kolle-
gen für die mir zum fünfund-
zwanzigjährigen Arbeitsjubi-
läum erwiesenen Aufmerksam-
keiten.
Philipp Lieser

Ganz ausgezeichnete
Zigarillos Nr. 40
ca. 9 cm lang, volles
Format, nur 3 Pfennig
das Stück (Packung zu
200 Stück 6 RM.). Her-
vorrat. Qual. Garantie:
Bei Nichtgefallen ist
Rücksendung auf meine
Kosten gestattet. Ver-
sand per Nachnahme.
Karl Plattehecher
Zigarrenfabrik
Blankenloch D 62 (Baden)

Flüssige Vitamin-
Zelekuren
Gewährt bei
Furunkulose, Flechten,
Hautunreinigkeiten,
Verdauungsbeschwerden
Von blutaufräuernden,
nerventöndender Wirkung

Vierka-Most-Block
Pack mit Vitaminhefe RM. 25
in Drogerien und Apotheken
Friedrich Sauer, z. B. Gotha

Merkur- Drogerie

Markus Zorn

Duisburg-Meiderich
Neumühler Straße 84
Fernsprecher: 423-97

Filiale: Ecke Neu- und
Malmédier Straße

Drogen
Farben
Photoartikel
Spirituosen

Von Arterienverkalkung und Harnsäurekrankheiten



(Gicht, Rheuma, Ischias) wird man am leichtesten durch
Philippsburg, Birkensaft u. Gberleckenfett befreit. Beide
Säfte lösen Kalk- u. Harnsäureablagerungen auf, wirken
blutreinigend, entsäuernd u. ausdehnend. Fl. nur je 1,60 RM.
Kursendung mit 10 Fl. 15 RM. (z. Nachnahme durch das
Herbaria-Kräuterparadies, Philippsburg A 619 (Bad.))
Bei Arterienverkalkung mit hohem Blutdruck ist auch
Anoblauchsaft u. Schafgarbensaft zu empfehlen. Flasche
ebenfalls je 1,60 RM., 10 Flaschen 15,— RM. franko.
Alle naturrein. Pflanzenstoffe lieferbar. Probiere gratis.

Kraft und Gesundheit allezeit
durch Peter Kölln's im blauen Kleid!

Die billigen Peter Kölln's Saferknoten

1/2 24 3 im blauen Paket! 1 45 3



Diese Vier
helfen Ihnen
Geld sparen!
Infolge des schnellen Umsatzes
überall stets frisch zu haben
Achten Sie beim Einkauf
genau auf die Marke
Heller Kopf!

Arterienverkalkung

und vorzeitiges Altern, ihre Vorboten u. Begleiterscheinungen
wie: Hoher Blutdruck, Atemnot, Schwindelanfälle, Herz-
beschwerden, Ohnmachtsanfälle, Schwäche des Denk-
vermögens, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und Mannes-
schwäche bekämpfen Sie durch

Radium-Tropin mit Radium-Emanation
126 Uran-Einheiten

Wie stark dieses Leiden verbreitet ist, geht aus der Tatsache
hervor, daß beinahe 22 Prozent aller Todesfälle diese Er-
krankung für sich in Anspruch nehmen. Radium-Tropin ist
von ersten Autoritäten geprüft und für absolut einwandfrei
befunden worden, verhindert die weitere Ansetzung von
Kalkmassen, löst die alten und sorgt für deren Ausscheidung.
Verminderung des Blutdruckes, Verhinderung von Schlag-
anfällen und die Erhaltung der Arbeitskraft. Bei keiner Er-
krankung ist es aber wichtiger, rechtzeitig einzugreifen bzw.
beizeiten vorzubeugen, wie gerade bei Arterienverkalkung.
Fragen Sie Ihren Arzt! Wollen Sie also wieder gesund
werden, dann vermeiden Sie jede Verzögerung und wenden Sie
sich sofort an uns. Kein Geheimmittel, die Bestandteile sind
auf jeder Packung angegeben. Preis pro Packung RM. 7,—.

Garantie-

Kuren!

Rheumatismus

Lassen Sie uns Ihre Leiden heilen und Schmerzen beseitigen

Unsere Tropin-Doppelkur hat noch nie versagt!

Eine Freudenbotschaft für alle, die an Rheuma, Gicht, Ischias, Nerven-, Muskel-,
Kopfschmerzen, Hexenschuß usw. leiden!

Gesundheit und Kraft wird Ihnen geboten, Ihnen und allen, die an geschwollenen Gliedern und
Gelenken, akuten Schmerzen und all den anderen Übeln leiden, welche die Harnsäure mit sich
bringt.

Unsere Doppelkur ist die einzige, vollständige und dauerhafte Heilung und hat noch nie
versagt! Geben Sie die Hoffnung nicht auf. Wir wissen sehr wohl, daß es für einen Leidenden
sehr schwer ist, daran zu glauben, daß eine wirkliche Heilung möglich ist. Sie werden elend und
niedergeschlagen, und kein Wunder auch bei den schrecklichen Schmerzen, die Sie zu ertragen
haben.

Haben Sie Vertrauen zu uns, auch Sie werden wieder gesund!

Garantie-Kuren! Den vollen Betrag erhalten Sie von uns zurück, falls Sie nach Verbrauch
der vollen Kur nicht von Ihrem Leiden gänzlich befreit sind. Garantieschein für die von uns be-
zogenen Präparate liegt jeder Sendung bei.

Scheuen Sie nicht die kleine Ausgabe, wenn es sich um Ihre Gesundheit handelt, selbst wenn Sie
bereits ein hohes Alter erreicht haben. Wir haben Tausende geheilt, warum nicht auch Sie!
Unsere Doppelkur ist nicht schädlich und enthält keine Gifte. Keine Tee- oder Einreibekur
Preis RM. 5,50 gegen Nachnahme, bei Voreinsendung des Betrages erfolgt der Versand portofrei.
Der Versand der Präparate erfolgt durch eine Apotheke. Ärztliche Gutachten liegen jeder Sendung
bei. Die Präparate und die eingehenden Bestellungen unterstehen der ständigen Kontrolle eines
staatlich geprüften Apothekers und Chemikers.

Marno le Mout, G. m. b. H., Magdeburg, Breiter Weg 160/62 (A 261)

„Der Hüttenbetrieb“ erscheint jeden zweiten Sonnabend und kommt an Werksangehörige kostenlos zur Verteilung. — Nachdruck aus dem Inhalt nur unter
Quellenangabe und nach vorheriger Einholung der Genehmigung der Hauptschriftleitung gestattet. — Zuschriften und „Kleine Anzeigen“, deren Aufnahme
für Werksangehörige kostenlos erfolgt, sind mit der Aufschrift „Für die Werkszeitung“ bei den Stellen abzugeben, durch die die Verteilung der Zeitung erfolgt.
— Druck und Verlag: Hütte und Schacht (Industrie-Verlag u. Druckerei Akt.-Ges.), Düsseldorf, Schließfach 10 043. — Preisgeköstlich verantwortlich für
den redaktionellen Inhalt: P. Rud. Fischer, Düsseldorf.